



Kein schwieriger Dialog

Das „Journalist in Residence Fellowship“: eine Geschichte über forschende Journalisten und medienfeste Wissenschaftler

Den Zeitdruck aus dem journalistischen Arbeitsalltag nehmen und einen Ort in einem gesellschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitut schaffen, an dem sich Journalisten und Wissenschaftler in aller Ruhe begegnen können: Das ist das Ziel eines „Journalist in Residence Fellowships“, das die VolkswagenStiftung im Rahmen ihrer Initiative „Zukunftsfragen der Gesellschaft“ fördert. Bis zu drei Monate können Journalistinnen und Journalisten mit diesem Stipendium in die Forschung eintauchen und an einem eigenen Projekt arbeiten. Sie haben dabei die Wahl zwischen vier renommierten Institutionen in Köln, Berlin, Bremen und Amsterdam.

„Wissenschaftler und Journalisten – das sind zwei unterschiedliche Spezies“, sagt Dr. Martin Höpner vom Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln. „Da hilft es schon, wenn man die Gesetze der jeweiligen Welten besser kennenlernt und vor allem: wenn man miteinander ins Gespräch kommt.“ Doch für solche Gespräche braucht es Zeit und Raum – und die fehlen den meisten Journalisten in ihrem Berufsalltag. Ein schneller Anruf in einem Institut, um ein Statement in drei kurzen Sätzen zu einem aktuellen Thema zu bekommen: So sieht der Kontakt zwischen Forschern und Journalisten vielfach aus. Und genau an diesem Punkt beginnen oft die Missverständnisse.

Wer als Journalist Wissenschaft fundiert vermitteln will, sollte erleben, wie sie betrieben wird. Natürlich will er oder sie sich aber auch in den eigenen Anforderungen und Bedürfnissen von der anderen Seite verstanden wissen. „Damit war der Rahmen gesteckt für die *Journalist in Residence Fellowships*“, sagt Höpner. Er ist am MPIfG einer der wissenschaftlichen Mentoren, die sich seit dem Jahr 2005 um die Gastjournalisten vor Ort kümmern. Neun erfahrene Journalistinnen und Journalisten aus den Bereichen Politik, Gesellschaft und Wirtschaft hatten damals die Chance ergriffen, an der Auftaktrunde teilzunehmen. Sie kamen vom Handelsblatt, der taz, von NZZ Folio (Zeitschrift der Neuen Zürcher Zeitung), der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, der Frankfurter Rundschau, der Financial Times Deutschland und der niederländischen Tageszeitung Trouw.

Die drei „Journalistenbetreuer“ vom MPI für Gesellschaftsforschung in Köln: Christel Schommertz, Dr. Martin Höpner und Jürgen Lautwein (von links) verhelfen Journalisten zu einer ertragreichen Auszeit. Finanziert werden die Fellowships, die auch an anderen wissenschaftlichen Einrichtungen möglich sind, von der VolkswagenStiftung.

„Wir hatten gehofft, dass sich gute Leute aus den Qualitätsmedien angesprochen fühlen“, sagt Christel Schommertz, die für die Öffentlichkeitsarbeit am MPI für Gesellschaftsforschung verantwortlich ist und gemeinsam mit Jürgen Lautwein, dem administrativen Geschäftsführer des MPIfG, das Projekt auf den Weg brachte. „Offensichtlich gibt es einen Nachholbedarf an solchen Angeboten für erfahrene Journalisten – zumindest bei den Printmedien.“



Winand von Petersdorff-Campen (Bild oben) hat seinen Schreibtisch bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung für drei Monate verlassen. Am MPI in Köln beschäftigte er sich mit Fragen der Unternehmenskontrolle – er selbst gab den Wissenschaftlern bei einem Workshop mit dem Titel „Wie ticken Journalisten?“ Einblicke in den Redaktionsalltag. Angeregte Diskussionen zwischen Wissenschaftlern und Journalisten müssen dabei nicht eigens initiiert werden, sondern ergeben sich beim Miteinander in den Institutionen von selbst.

Das Programm ist als Stipendium – analog zum Wissenschaftsbereich – konzipiert und erlaubt es den Medienvertretern, für einige Wochen völlig aus den Produktionsroutinen des Alltags auszusteigen. Ein journalistisches Beratergremium aus den Bereichen Print, Hörfunk und Fernsehen stand den Initiatoren mit Rat und Tat zur Seite – vor allem, um sicherzustellen, dass sich die Konzeption am Arbeitsalltag der Journalisten orientiert und zu deren Qualifikation auch wirklich beiträgt. Die Idee zu diesem „Zeitgeschenk an die Journalisten“ entstand aus der praktischen Arbeit in Diskussion mit der VolkswagenStiftung: „Es gibt immer wieder Frustration auf Seiten unserer Wissenschaftler, wenn Journalisten relativ ungeduldig einen O-Ton fordern“, erläutert Christel Schommertz. Eine Erfahrung, die alle beteiligten Institute teilen. „Wir haben oft wissenschaftliche Gäste bei uns – da dachten wir: Warum nicht auch Journalisten?“ Martin Höpner spinnt diesen Gedanken weiter: „Unsere Forschung über die Gesellschaft entsteht doch gerade auch in Auseinandersetzung mit ihr; da liegt solch ein Angebot nahe!“

Von Anfang an war klar, dass es nicht darum gehen sollte, die Journalisten „nur“ über die Schulter gucken zu lassen, sondern ihnen über die Arbeit an einem selbst gewählten Projekt – Artikelserie, Feature, Buch – einen intensiven Austausch mit den Wissenschaftlern zu ermöglichen. Und so füllten die Journalisten ihre Zeit an einer oder mehreren der vier beteiligten Institutionen in Köln, Bremen, Berlin oder Amsterdam mit einem eigenen Forschungs- und Recherchethema. „Die Beteiligung mehrerer Institute erlaubte es, eine große Vielfalt an gesellschaftswissenschaftlichen Themen abzudecken“, erklärt Jürgen Lautwein. Für die weiteren Durchgänge des Programms bis Mitte 2008 sind sogar noch mehr Institutionen eingebunden, unter anderem das Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung und die Hertie School of Governance Berlin.

Entsprechend bunt war die Themenpalette der Journalisten: Das Spektrum reichte von der großen gesellschaftlichen Perspektive – „Welche Rolle wird der Staat künftig haben?“ – zu der Auseinandersetzung mit speziellen Phänomenen wie den sogenannten „*working poor*“: Menschen, die trotz Erwerbstätigkeit keinen existenzsichernden Lebensunterhalt verdienen. Und auch ganz konkrete Fälle wurden untersucht wie etwa die Frage der Unternehmenskontrolle im Volkswagen-Konzern. Wie man sich seinem Thema näherte, blieb dabei den Journalisten überlassen: recherchieren, sich in den Bibliotheken der Institute vergraben, lesen, schreiben, Gespräche führen oder an Kolloquien teilnehmen – ganz nach den individuellen Bedürfnissen. „Da kamen



Er machte „Promotion“ für die eigene Profession: Christian Füller von der taz weckte bei den Gesellschaftswissenschaftlern Bewusstsein für die Bedingungen, die eine Rolle spielen bei der Umsetzung von Forschungsthemen in den Medien.

durchaus unterschiedliche Charaktere zu uns“, sagt Christel Schommertz. „Aber alle haben sich wirklich erstaunlich schnell in die Gemeinschaft integriert.“ Winand von Petersdorff-Campen von der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (FAS) berichtet begeistert: „Ich habe in meinem Arbeitsleben selten so viel Spaß gehabt wie in Köln. Und ich arbeite wirklich gern.“

Ganz bewusst wurde von Seiten der Programmleiter darauf verzichtet, eine Leistungserwartung an das Stipendium zu knüpfen. „Wir wollen die Journalistinnen und Journalisten mit unseren Themen vertraut machen und tragbare Kontakte aufbauen; einen Beitrag über unsere Institutionen zu erwarten, wäre da sicher kontraproduktiv“, erklärt Claudia Roth vom Informations- und Kommunikationsreferat des WZB. Vielleicht gerade deshalb entstanden eine Vielzahl längerer und anspruchsvoller Medienbeiträge. Cordula Tutt von der Financial Times Deutschland (FTD) ging zum Beispiel am WZB den Folgen des demografischen Wandels für unterschiedliche Lebensbereiche nach. „Ich habe einen Schatz an Informationen und Interpretationen gesammelt, mein Methodenwissen aufgefrischt – und auch wieder gelernt, in größeren Bögen zu denken, also nicht nur in unmittelbar verwertbaren Artikeln.“ Die Aufenthalte haben dennoch ganz konkrete Resultate nach sich gezogen: Im Falle Cordula Tutts beispielsweise eine fünfteilige Serie „Das große Schrumpfen“ für die FTD und sogar ein gleichnamiges Buch. Oder im Falle Wilma van Meterens eine Serie größerer Artikel über Arbeitsmigration zwischen Westeuropa und Südost- und Südeuropa in ihrer Amsterdamer Zeitung Trouw.

Die beteiligten Institutionen

Das **Amsterdam Institute for Advanced Labour Studies (AIAS)** ist ein interdisziplinär ausgerichtetes Institut für Forschung und Lehre an der Universität Amsterdam. Die Forscher befassen sich mit den Institutionen und der Internationalisierung des Arbeitsmarktes, mit Sozial- und Beschäftigungspolitik sowie Fragen der Lohnentwicklung.

Das **Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung (MPIfG) in Köln** ist eine Einrichtung der Spitzenforschung in den Sozialwissenschaften. Im Mittelpunkt der Arbeiten stehen die Zusammenhänge zwischen ökonomischem, sozialem und politischem Handeln. Das Institut schlägt eine Brücke zwischen Theorie und Politik und leistet einen Beitrag zur politischen Diskussion über zentrale Fragen moderner Gesellschaften.

Im **Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)** beschäftigen sich rund 140 deutsche und ausländische Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler mit Entwicklungstendenzen, Anpassungsproblemen und Innovationschancen moderner Gesellschaften – seien es Fragen von Bildung und Lebenslauf, Wissenschafts- und Arbeitsmarktpolitik oder Reformen des Sozialstaats.

Das **Zentrum für Sozialpolitik der Universität Bremen (ZeS)** ist ein interdisziplinäres und weltweit vernetztes Forschungsinstitut. Forschungsfokus sind die Institutionen, die Funktionsweise und die Folgewirkungen deutscher Sozialstaatlichkeit, die Systeme der sozialen Sicherung und ihre Wechselwirkungen mit der Arbeitswelt, dem Bildungswesen und privaten Lebensformen.



Jürgen Kaube, FAZ (oben), und Karl-Heinz Reith, dpa (unten), stehen als Journalisten mit den Schwerpunkten Bildung und Forschung oft in Kontakt mit der „anderen Seite“. Das Fellowship-Programm und dessen Workshops boten auch ihnen neue Foren des Austausches mit der Wissenschaft.

Einen festen Bestandteil des Programms bilden allerdings die Seminare oder Workshops, die von Seiten der Journalisten für die Wissenschaftler angeboten wurden. Denn das Fellowship möchte einen zweiseitigen Lernprozess in Gang setzen – auch die Wissenschaftler sollen Einblick in die Welt der medialen Kommunikation erhalten. Winand von Petersdorff-Campen von der FAS gab beispielsweise zum Thema „Wie ticken Journalisten?“ Einblicke in die Abläufe von Redaktionen und die Maßstäbe, die dort an Geschichten, Beiträge und „Experten“ angelegt werden. Christian Füller von der taz versuchte bei seinem Workshop „Wie Forscher sich und ihre Themen populär vermarkten können“, Bewusstsein und Akzeptanz für die Methoden des Publizierens, Zuspitzens und Vermarktens von Themen und Personen zu schaffen: „Die Forscher sehen zum Beispiel oft überhaupt nicht ein, warum ihre seriösen Erkenntnisse auch noch dramatisiert werden müssten.“ In ihrem Workshop „Schöner Schreiben“ stellte Cordula Tutt praktische Übungen ins Zentrum: „Komplizierte Texte sollten umgeschrieben und bestimmte sprachliche Kniffe geübt werden: Füllwörter streichen, sparsam mit Bildern umgehen, Anglizismen meiden, Schachtelsätze auflösen, Synonyme suchen und und und ...“

„So entstand ein wunderbares Geben und Nehmen“, betont Wissenschaftler Martin Höpner. „Die Journalisten lassen sich auf unsere ‚Kultur‘ ein, und wir lernen die journalistische Arbeitsweise besser kennen.“ Und auch auf journalistischer Seite entwickelte sich größeres Verständnis: „Ein Soziologe bin ich natürlich nicht geworden, aber die ‚Denke‘ habe ich deutlich besser begriffen“, resümiert von Petersdorff-Campen. Und ganz nebenbei wird auf diese Weise Vertrauen in die Seriosität der Arbeit des jeweils anderen hergestellt. „Daraus können sehr dauerhafte Netzwerke entstehen“, hebt Christel Schommertz hervor. Auch die Pressestellen und PR-Abteilungen der jeweiligen Institutionen profitierten davon. „Besonders hilfreich war es, sich mit den Gästen über die laufende Pressearbeit auszutauschen“, meint Claudia Roth vom WZB. Drei Journalisten nahmen zum Beispiel an den Redaktionssitzungen für die Vierteljahrszeitschrift „WZB-Mitteilungen“ teil. Sie warfen einen kritischen Blick auf Sprache, Lesbarkeit und Aufbereitung der Beiträge.

Insofern hat sich der „In-Residence“-Ansatz für alle Beteiligten als außerordentlich bereichernd erwiesen. „Das hat uns natürlich mit unseren Partnern darin bestärkt weiterzumachen“, sagt Christel Schommertz. Die Volkswagen-Stiftung hat aufgrund der erfolgreichen Pilotphase eine Fortsetzung des Programms bewilligt; zwischen Herbst 2007 und Frühjahr 2008 kamen weitere Fellows. Schommertz und alle beteiligten Kollegen hoffen, dass das Programm andere geistes- und sozialwissenschaftliche Einrichtungen anregt, vergleichbare Ansätze als festen Bestandteil ihrer wissenschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit einzusetzen. Denn: Die Aufgabe, Wissenschaft und Gesellschaft besser zu verzahnen, ist ein Puzzle mit vielen kleinen und großen Teilen. Das „Journalist in Residence Fellowship“ ist eines davon.

Dr. Claudia Gerhardt

Miteinander reden, nicht übereinander

Jürgen Kaube, hier im Gespräch mit Claudia Gerhardt, arbeitet als Redakteur bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Sein Fellowship-Thema, das er am MPI für Gesellschaftsforschung und am ZeS der Uni Bremen verfolgte, war die Reformdebatte zum Verhältnis von Markt und Staat.

Herr Kaube, warum wollten Sie am Programm „Journalist in Residence“ teilnehmen?

Ich habe Wirtschaftswissenschaften studiert und Soziologie unterrichtet, bevor ich Journalist wurde. Das Fellowship erschien mir, wie sich zeigte zu Recht, als eine gute Gelegenheit, zu der einen oder anderen Quelle zurückzugehen, eine Pause vom Arbeitsalltag zu nehmen, um thematisch fokussiert zu lesen und Anknüpfungen an laufende Forschung zu finden.

Was haben Sie vor Ort angeboten, und wie haben Sie diese Workshops erlebt?

Ich habe in Köln einen kleinen Vortrag über die Frage gehalten, wie sozialwissenschaftliche Forschung popularisiert werden kann, und über Redaktionskonferenzen als Interaktionssysteme berichtet – also über die Eigenheiten der Themenfindung und der täglichen Produktion im Feuilleton. Auch in Bremen gab es einen Workshop, der Fragen an den Wissenschaftsjournalismus betraf. Bei all diesen Gelegenheiten verliefen die Diskussionen sehr lebendig. Ich war oft erstaunt, welche Vorstellungen andere Menschen darüber haben, wie es in einer Organisation, in meinem Fall einer Zeitung, zugeht.

Wozu hat Sie das Fellowship inspiriert?

Es sind inzwischen eine ganze Reihe von Artikeln entstanden, zu denen ich die Anstöße während der Stipendienzeit erhielt: Beiträge über Ungleichheitsforschung, über die Bildungsexpansion seit den siebziger Jahren, über die Soziologie des Glücksspiels und die des Trinkgeldgebens, über Studien zum Heimvorteil in Mannschaftssportar-

ten und noch einiges mehr. Der eigentlich geplante längere Text über die Geschichte der Universitätsreform von Bologna aber, der steht noch aus. Ich glaube, das ist typisch für Journalisten: Die längeren Texte schreibt man im nächsten Leben.

Worin sehen Sie die Stärken des Programms?

Die größte Stärke des Programms ist – neben der finanziellen Ausstattung, die es überhaupt erst ermöglicht, dass man für Wochen aus dem Arbeitsalltag verschwindet – die Freiheit, eigenen, im Alltag aufgeschobenen Impulsen zum Verfolgen von Themen nachzugeben. Ich jedenfalls habe – ausgehend von thematischen Interessen – Literatur erkundet, mit allen Seitenpfaden, die sich dazu auftun. Eine andere Stärke sind die vielen Forschungsarbeiten, die man kennenlernt und von denen man vorher noch nichts wusste. Selbst wenn sie einem nicht immer einleuchten, denkt man doch darüber nach – und schon hat man einen Lerneffekt. Auf der anderen Seite: Ich hoffe, dass auch die Forscher etwas aus den Diskussionen mitnehmen. Denn vermutlich sieht man aus der Perspektive eines Zeitungsjournalisten manche Dinge anders – etwa was die öffentliche Wirkung von Themen angeht oder Fragen beispielsweise der Forschungs- und Bildungspolitik.

Welche Erfahrungen machen Sie in Ihrem Alltag mit Wissenschaftlern?

Grundsätzlich halte ich die Verständigung zwischen Wissenschaftlern und Journalisten nicht für schwierig, wenn man sich miteinander und nicht übereinander unterhält. Es gibt aber einen kritischen Punkt: Nur Wissenschaftler zweifeln an der Zuständigkeit von Journalisten für ihre Themen. Das lässt sich aber leicht erklären: Forscher publizieren primär für andere Forscher, nicht für ein Publikum außerhalb der Wissenschaft. Manchmal scheinen sie daher zu denken, man könne dem Gegenüber am Ende gar nicht erklären, worum es geht. Was nicht stimmt: Man kann.